Zeitschrift: Rosa : die Zeitschrift für Geschlechterforschung

Herausgeber: Rosa

Band: - (1999)

Heft: 18

Artikel: Und es gibt sie doch : Geschichtsprofessorinnen in der Schweiz : ein Interview mit Prof. Brigitte Studer

Autor: Studer, Brigitte / Jeggli, Monica / Bugmann, Mirjam

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-631214

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Und es gibt sie doch: Geschichtsprofessorinnen in der Schweiz

Ein Interview mit Prof. Brigitte Studer

Nachdem ein weiterer Versuch, Geschlechtergeschichte im Lehrangebot der Uni Zürich zu etablieren, gescheitert ist, und Zürich deshalb mehr und mehr zur akademischen Provinz verkommt, sah sich ROSA gezwungen, in die Ferne zu schweifen und wurde in Bern fündig: Seit 1997 hat dort Brigitte Studer den Lehrstuhl für neuere Schweizergeschichte inne, in dessen Pflichtenheft ganz klar auch Geschlechtergeschichte einen hohen Stellenwert einnimmt.

Sie haben an der Uni Bern den Lehrstuhl für Neuere Schweizergeschichte in Verbindung mit Allgemeiner Geschichte inne. Welchen Stellenwert besitzt die Geschlechtergeschichte in Ihrer Arbeit?

Brigitte Studer: Es ist zwar nicht ein Lehrstuhl für Geschlechtergeschichte, doch es ist ein Lehrstuhl, bei dem ganz klar im Pflichtenheft als Schwerpunkt Geschlechtergeschichte drin ist. Das wird erwartet. Meine Vorgängerin (Prof. em. Beatrix Messmer; Anm. Red.) ist ja eigentlich pionierhaft gewesen in der Schweizer Wissenschaftslandschaft für Frauen- und Geschlechtergeschichte. Ich habe von meiner eigenen akademischen Sozialisation her immer auch Geschlechtergeschichte gemacht und integriere Geschlechtergeschichte in Forschung und Lehre eigentlich im doppelten Sinne: Geschlecht als eigenständige Perspektive, als eine Fragestellung, so dass ich Lehrveranstaltungen anbiete, die sich klar auf die Kategorie Geschlecht ausrichten. Aber daneben integriere ich die Kategorie Geschlecht auch in die allgemeine Lehre, also wenn ich eine Vorlesung habe, nehmen wir an, Geschichte in der Schweiz in der Zwischenkriegszeit oder in der Nachkriegszeit, dann bringe ich Geschlecht sowohl als Frauengeschichte wie eben auch die Geschlechterdifferenzen auf dem Arbeitsmarkt, Geschlechterdifferenzen im Bezug auf die Struktur des Arbeitsmarktes oder in Bezug auf Fremdenfeindlichkeit.

Sind Sie schon während des Studiums mit Geschlechtergeschichte in Berührung gekommen, oder wann haben Sie angefangen, sich dafür zu interessieren?

B. S.: Also ja und nein, ich habe an der Uni Fribourg studiert und dort war weder Frauen- noch Geschlechtergeschichte je ein Thema. Ich bin während des Studiums ein Jahr in London gewesen und dort bin ich in Berührung mit Geschlechtergeschichte – damals war es eigentlich noch Frauengeschichte – gekommen. In der Schweiz selbst bin ich damals mit Frauengeschichte kaum in Kontakt gekommen, ich habe angefangen zu lesen über Frauengeschichte, aber das waren meistens englischsprachige, dann bald aber auch französischsprachige Bücher. Es ist eigentlich erstaunlich, dass dieser Impuls von aussen gekommen ist. Ich war damals aktiv in der Frauenbewegung in der Schweiz, aber es war sehr schwierig, diesen Konnex zu machen zwischen politischer und wissenschaftlicher Fragestellung. Ich betone das jetzt nicht aus meiner eigenen Biographie heraus, aber ich finde das eigentlich wissenschaftsgeschichtlich interessant, dass dieser Übergang nicht automatisch stattfand, sondern erst allmählich, dass es gewisse Impulse und institutionalisierte Verhältnisse bräuchte, Personen die institutionalisiert waren, die das aufgegriffen haben, die auch schon ein bisschen den wissenschaftlichen Überblick hatten, dass man so etwas in die wissenschaftliche Arbeit integrieren könnte. Ich glaube das war ganz entscheidend, das gab es damals in der Schweiz noch nicht. Es ist erst in der zweiten Hälfte der 70er Jahre aufgekommen, vorher war das einfach von der Perspektive der Akademie, des Wissenschaftsbetriebes, ausgeklammert.

Nachdem Sie zu Geschlecht und Staat bereits einiges publiziert haben, geben Sie auf der Homepage des Historischen Seminars der Uni Bern "Geschlecht und Sozialstaat" als einen längerfristigen Forschungsschwerpunkt an. Was versprechen Sie sich von diesem Themenbereich?

B. S.: Ich verspreche mir eine bestimmte Perspektive, einen Zugang auf Gesellschaftsgeschichte, auf eine breite Sichtweise des heutigen Gemeinwesens, oder des historischen Gemeinwesens Schweiz. Es sind sehr verschiedene Ebenen, die damit angesprochen werden. Einerseits ist es eine Geschichte, die klar nationalstaatlich angegangen werden kann, was aber in diesem Fall natürlich verkürzt wäre, andererseits ist es eine Fragestellung, die sich integriert in internationale Prozesse, internationale Entwicklungsmuster. Und dann denke ich, dass die Frage nach dem Sozialstaat ganz wichtige Probleme in der Geschichtsschreibung tangiert. Aus meiner Perspektive natürlich in erster Linie das Geschlechterverhältnis, aber es geht auch um Verteilungsprobleme in der modernen Gesellschaft und die Rolle, die dabei Geschlecht spielte. Es geht um die materielle Ebene der Staatstätigkeit, die Distribution/Redistribution des Einkommens und die Umverteilung der Kosten des Risikos, die im modernen Leben Begleiterscheinungen der Erwerbstätigkeit sind. Es geht um eine Frage des gesellschaftlichen Status, welche Risiken werden akzeptiert, welche Risiken werden staatlich, gemeinschaftlich, also gesellschaftlich getragen. Der Staat dient als Handlungsebene eines gesellschaftlichen Entscheidungsprozesses für das, was relevant ist für die Funktionsweise der Gesamtgesellschaft. Neben dieser materiellen Ebene gibt es meines Erachtens eine ganz wichtige symbolische Ebene: Welche Tätigkeiten der Staatsbürger und Staatsbürgerinnen werden als so relevant eingeschätzt, dass sie auch materiell abgegolten werden? Die Wirtschaftskonjunktur ist nur ein Aspekt, der wichtig ist, es geht aber auch um gesellschaftliche Machtverhältnisse und von meiner Fragestellung her ganz klar um spezifische Geschlechterverhältnisse, um die Ordnungsmuster der Gesellschaft nach Geschlecht, die aber immer wieder gekoppelt sind mit anderen Ordnungskategorien, Alter spielt da eine Rolle, Staatsbürgerschaft usw. Man könnte noch viel mehr erwähnen: Zum Beispiel haben sich Frauen durch die ganze Fürsorge, Sozialtätigkeit und Sozialarbeit einen Eintritt in die Öffentlichkeit geschaffen. Gerade in ausserparlamentarische Kommissionen wurden Frauen relativ früh integriert, insbesondere wenn es um Fragen ging wie Sozialrecht, Mutterschaft, Gesundheit usw. Da wurden sie qua Geschlecht als kompetent betrachtet, und das Interessante ist, wie sich diese Dynamik weiterentwickelte. Was haben Frauen mit diesen Möglichkeiten gemacht, wo sind sie aber auch auf Grenzen gestossen? Es geht also um ihre Handlungskompetenz: Wo haben sie versucht sie auszuweiten, wo haben sie sich aber auch begnügt mit den bestehenden Machtverhältnissen, mit den ihnen zugestandenen Handlungsfeldern?

Sie nennen in Ihren Arbeiten die geschlechtsspezifische Struktur des Sozialstaates, dessen 'gendering'. Dieser Strukturierung wurde gesellschaftlich erwünschtes Verhalten von Frauen eingeschrieben. Wie sehen Sie das nun seit 1945 andauernde Warten auf die Konkretisierung der Mutterschaftsversicherung in diesem Zusammenhang?

B. S.: Man muss dazu sagen, dass die Debatten um Mutterschaftsversicherung älter sind als 1945. Seit Beginn des Jahrhunderts ist die Frage aufgetaucht und zwar zuerst einmal von Seite der Betroffenen, dann ist die Frage auf internationaler Ebene relevant geworden. Hier müsste man wieder eine Verbindungslinie mit gesamtgesellschaftlichen und wissenschaftlichen Entwicklungen, aber auch mit Entwicklungen im Bereich der Staatstätigkeit, ziehen. Es stellt sich die Frage, wann eigentlich die Reproduktionsfunktion für den Staat so wichtig wurde, dass er sich in diese private Tätigkeit einschaltete oder darüber zumindest eine öffentliche Debatte entstand. Und das ergibt ganz interessante Fragen im Bezug auf die Schweiz. Warum ist dieser Prozess nur bis zu einem gewissen Grad weitergeschritten, warum war im Vergleich zu anderen Ländern der Handlungsdruck relativ beschränkt? Nach dem 1. Weltkrieg wurde die Frage international so wichtig, dass man sich zu internationalen Abkommen bereit erklärt hat, und auch die Schweiz war in einem ersten Moment bereit, sich in diesen Prozess einzuklinken. Auch die Schweiz hat das Washingtoner Abkommen von 1919 einstimmig angenommen. Es ist eine eminent wichtige Frage für einen modernen Nationalstaat, dass er die Mutterschaft, die Reproduktion, sozial, finanziell und dann auch gesundheitspolitisch absichert. Das ist in der Schweiz dann an der materiellen Frage gescheitert. Die materielle Frage ist sehr stark von konjunkturellen Faktoren abhängig (mit der Wirtschaftskrise in den 1920er

Jahren), ist aber auch politisch erklärbar mit dem Rückgang der sozialen Konflikte. Dazu sind jedoch auch andere Faktoren zu berücksichtigen, die spezifischer für die Geschlechterfrage sind. Die Sozialversicherungsmassnahmen repräsentieren auch immer eine gesellschaftliche, staatliche Anerkennung einer gewissen Tätigkeit. Die Bezahlung des Mutterschaftsurlaubs für erwerbstätige Frauen bedeutet konkret, dass die Gesellschaft auf der symbolischen Ebene wichtig findet, dass erwerbstätige Frauen auch Mütter sein können. Und das heisst, sie haben eine

gewisse finanzielle Eigenständigkeit, weil man ja eben nicht davon ausgeht, dass der Ehemann für sie sorgt. Zudem werden sie als Vollerwerbstätige angeschaut, die eben nicht nur zeitweise auf dem Arbeitsmarkt präsent sind, d. h. solange sie nicht Mütter sind, sondern auch als Mütter voll erwerbstätig sein dürfen und wie Männer als vollständig gleichberechtigte Erwerbstätige akzeptiert werden. Das hat in der Schweiz nicht stattgefunden. Ein wichtiger Erklärungsfaktor ist, dass es in der Schweiz keine gesellschaftlichen Brüche gab, und das ist meines Erachtens für viele politische und soziale Entwicklungen, auch für die Geschlechterfrage, ein ganz wichtiges Element. Ein Bedarf an Sozialintegration einer neuen gesellschaftlichen Gruppe, neu im Sinne von vorher nicht präsent in der Staatstätigkeit, hat sich für die Schweiz nie so gestellt wie in anderen Ländern, da die zwei Weltkriege eigentlich nur vermittelt erlebt worden sind. Die Eliten und die politischen Machtverhältnisse sind die gleichen geblieben. Zudem müsste man im Fall der Schweiz auch eine gewisse Kontinuität der Einkommensverhältnisse berücksichtigen. Abrupte Einkommensumverteilungen blieben aus, und das heisst, man hat sich das Ernährermodell auch leisten können, ohne gravierende soziale Konflikte zu schaffen.

Wie schätzen Sie den Einfluss von Theorie auf Ihre Arbeit ein?

B. S.: Ich denke, dass Theorien einen Perzeptionsrahmen geben, der eminent wichtig ist, der aber auch gesprengt werden kann. Das ist das Interessante an der Geschichtswissenschaft, dass man das machen kann, was Lévi-Strauss 'Bricolage' genannt hat, das Basteln mit Theorien. Es geht einerseits darum, Theorien, die zwar aus ganz anderen Disziplinen stammen, auf ihre Anwendungsmöglichkeiten in der Geschichte hin abzuklopfen. Andererseits ist zu überlegen, wo verschiedene Theorien Vergleichsmöglichkeiten bieten. Ich finde es spannend, dass man versucht, solche Überlegungen anzustellen. Wenn ich das jetzt anwende auf meine konkrete Fragestellung, was sagt mir dann diese Theorie, was bringt sie mir, wo greift sie zu kurz und wo kann sie mir etwas Wichtiges bringen? Da würde ich vom Disziplinarischen nicht ausschliesslich vorgehen wollen, wobei es natürlich Wahlverwandtschaften gibt. Ich denke, Soziologie ist heutzutage die Disziplin, die für Geschichtswissenschaft ganz wichtig ist, aber auch Literaturwissenschaften und Politikwissenschaften arbeiten mit Modellen, die auch für die Geschichtswissenschaft relevant sind. Es ist eine Frage der Selektion, der persönlichen Auswahl, des Interesses, der Fragestellung, des Themas, des Quellenmaterials usw. Es ist nicht möglich, eine allgemeingültige Antwort zu geben, ich denke auch nicht jede historische Frage hat den selben Bedarf an Theorie. Aber eine nicht theoretisch informierte Geschichtswissenschaft finde ich beschränkt.

Sie haben 1987 ein Paper zum Thema "Frauen-/Geschlechtergeschichte" zuhanden des Schweizerischen Wissenschaftsrats verfasst[1]. Welche neuen Einflüsse theoretischer und methodischer Art sehen Sie in der Geschlechtergeschichte seit dem dort festgestellten Stand?

B. S.: Ich denke, über das Kompensatorische und Kontributorische ist man hinaus. Es ist immer noch wichtig, in diesen Bereichen zu arbeiten, es gibt noch viele Aspekte, die aufzuarbeiten wären, jetzt mal rein vom Kenntnisstand. Aber meines Erachtens liegt die

grundsätzliche Neuerung im konstruktivistischen Ansatz, wobei der nicht geschlechtsspezifisch ist. Das ist von meinem Gesichtspunkt her die immer noch innovationsfähigste Entwicklung in der Geschichtsschreibung. Dass sich eben alles, was lange in der Geschichtsschreibung nicht nur als anthropologische, sondern als soziale, staatliche oder historische Konstanten angeschaut worden ist, als Voraussetzungen, über die eine Reflexion überhaupt nicht notwendig war, heute als historisch bedingt erwiesen hat. Und es ist unglaublich produktiv, diese Konstrukte auf ihre Genese her, auch auf die Genealogie des Wissens, das dahinter steckt, abzuklopfen. Wie ist das entstanden, welche sozialen Kräfte haben da hineingewirkt, welche sind ausgeschlosssen worden?

Haben Sie Vorbilder in der geschlechtergeschichtlichen Forschung? Gibt es Arbeiten, die Sie besonders beeindruckt haben?

B. S.: Ja sicherlich, wobei es erstaunlicherweise meist eher ältere Arbeiten sind, wahrscheinlich ist das auch durch die eigene Biographie bedingt. Es gibt ja Phasen wo man besonders rezeptiv ist, quasi mit dem Heureka-Erlebnis: Da ist was Neues. Zum Beispiel für die französische Geschichtsschreibung ist Michelle Perrot grundlegend gewesen, dann in der englischsprachigen Geschichte waren es Leute, die heute fast nicht mehr bekannt sind, zum Beispiel Sally Alexander oder Dorothy Thompson, die schon Anfang der 70er Jahre über Frauengeschichte geschrieben haben. Das waren für mich wirklich neue Lektüren, das war eine neue Perspektive im Vergleich zu dem, was ich bis dahin an der Universität gehört und gelesen hatte. Dann natürlich, wenn man den englischsprachigen Bereich noch weiter zieht, kommen Joan Scott, Catherine Hall und Leonore Davidoff. Das ist schon wieder ein neuer Schritt, eine neue Generation im Vergleich zu Dorothy Thompson und Sally Alexander, die noch wenig mit der Kategorie Geschlecht gearbeitet haben, sondern die Frauen als historische Akteurinnen entdeckt haben. Wobei wenn man diese Arbeiten liest, sieht man, dass es implizit immer um Geschlechterverhältnisse ging. Im deutschen Sprachbereich war natürlich Karin Hausen fundamental und auch Gisela Bock.

Haben Sie Tipps für Nachwuchsakademikerinnen? Welche Faktoren begünstigen eine wissenschaftliche Karriere?

B. S.: Wichtig scheinen mir Auslandaufenthalte, breit informiert zu sein, auch breit zu arbeiten und doch ein spezifisches Profil zu haben, was nicht unbedingt leicht zu vereinbaren ist. Als Tipp: sich nicht nur wissenschaftsintern orientieren, einmal weil die Chancen sehr gering sind, und zweitens weil noch andere Kompetenzen gefragt sind wie z. B. Organisatorisches, konzeptuell im Sinn von Wissenschaftsorganisation etwas machen. Öffentlichkeitsarbeit und administrative Aspekte spielen auch eine Rolle. Das ist sehr schwierig zusammenzubringen, weil alles arbeitsaufwändig ist. Deshalb würde ich sagen, sich nicht rein auf eine Wissenschaftskarriere zu orientieren, weil da in sehr vielen Fällen der Misserfolg geplant ist. Das hat nicht unbedingt mit Qualität zu tun, sondern auch mit einer Konjunktur, mit einer Konstellation – Sie müssen im richtigen Moment am richtigen Ort sein. Das kann man nicht planen. Ein weiterer Punkt ist die Assistenz an der Universität. Da kann man sich auch einiges an Kompetenzen erarbeiten, es ist natürlich auch nicht unbedingt die Sicherheit damit verbunden, dass nächste Karriereschritte folgen, das ist ganz klar. Es kann auch insofern frustrierend sein, weil damit viele administrative Arbeiten verbunden sind. Man kann es auch positiv sehen: Es gehört zu den Anforderungen für das wissenschaftliche Arbeiten.

Wo sehen Sie Forschungsbedarf in der Geschlechtergeschichte?

B. S.: Da hätte ich Lust, einen grossen Katalog zu machen. Ich möchte das jetzt speziell für die Schweizer Geschichte versuchen zu evozieren. Wahrscheinlich sprechen wir jetzt von meinen eigenen Interessen. Das ist klar, solche Evaluationen sind ja auch immer geleitet von dem, was man gerade wahrnimmt. Mir scheint ein grosser Forschungsbedarf im Bereich Gesellschaftsordnung-Staatlichkeit-Geschlechterverhältnisse, da ist noch relativ wenig für die Schweiz gemacht. Das sind übergreifende Bereiche, die erst nach bestimmten Fragestellungen organisiert werden müssen. Ein zweiter Themenkomplex, wo ich ein Defizit ausmache, sind Untersuchungen, wie sich verschiedene Kategorien der Hierarchisierung verknüpfen, sich gegenseitig auch ausschliessen, wie sie zusammenwirken. Ich meine, die Kategorie Geschlecht ist jetzt schon viel bearbeitet worden. Was wenig gemacht worden ist, sind Verknüpfungen mit anderen Kategorien und gesellschaftlichen Hierarchien. Dass

gesellschaftliche Hierarchien nicht aufgrund einer Kategorie allein analysiert werden, also Geschlecht, sondern eben auch Geschlecht und Alter, Geschlecht und Staatsbürgerschaft oder aber Nicht-Staatsbürgerschaft oder konfessionelle und ethnische Unterschiede. Es gibt viel Antisemitismusforschung, da wird noch relativ wenig die Dimension oder Kategorie Geschlecht integriert, und anderseits gibt es von der Geschlechtergeschichte wenig über Ausländerfeindlichkeit und Geschlechterdifferenz. Diese Verknüpfungsfragen dürften sehr interessant sein. Zudem finde ich, dass in der deutschen Schweiz weitgehend eine Geschichte der Intellektuellen fehlt. Für die Geschichte der intellektuellen Frauen stellt sich eine Reihe von Fragen: beispielsweise die Rezeption und die Wahrnehmung des von Frauen Gesagten, das führt in den Bereich Wissens- und Wissenschaftsgeschichte, aber eben auch in die Bereiche Öffentlichkeit, Habitus, Professionalisierung usw. Ich denke auch zum Beispiel an die Thematik Antifeminismus, zu der ich eine Lehrveranstaltung plane. An welchen Determinanten lässt sich Antifeminismus anknüpfen? Braucht es dazu eine feministische Bewegung oder feministische frauenrechtlerische Positionen oder geht es vorwiegend um Wahrnehmung und Phantasmagorie? Wie stark ist Antifeminismus eine Äusserung von Modernisierungsproblemen? Ich werde im Sommersemester mit einem Kollegen ein Seminar zu "Techniken des Selbst" im Sinne Foucaults abhalten. In gewissem Sinne handelt es sich dabei um die Kehrseite von Sozialtechnologien. Wie wird das Individuum nach gewissen Mustern, Mechanismen und Rahmenbedingungen geformt, und umgekehrt, wie stark formt sich das Individuum selbst in diesem Rahmen? Die Frage Sozialdisziplinierung kann somit in die Frage umgedreht werden, inwiefern Werte internalisiert und zum Teil produziert werden und ob sich diese Muster geschlechtsspezifisch unterscheiden. Eine solche neuere "Technik des Selbst" findet sich im breiten Bereich der Psychoanalyse und Psychotherapie. Die darin gebotene Offerte "Mache Dich selbst" wird stark von Frauen genutzt.

Das Interview führten Monica Jeggli und Mirjam Bugmann.

[1] Eine Kopiervorlage des Papers liegt im ROSA-Geschlechtergeschichte-Ordner im Fachvereinszimmer (Nr. 280) auf.

Auswahlbliographie

Braun, Rudolf; Studer, Brigitte (Hsg.). weiblich-männlich. Geschlechterverhältnisse in der Schweiz: Rechtsprechung, Diskurs, Praktiken. Zürich 1995.

Studer, Brigitte; Wecker, Regina; Ziegler Béatrice (Hsg.). Geschlecht und Staat/Femmes et citoyenneté. Thematische Nummer der Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte 46 (1996).

Studer, Brigitte. Familienzulagen statt Mutterschaftsversicherung? Die Zuschreibung der Geschlechterkompetenzen im sich formierenden Schweizer Sozialstaat, 1920-1945. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 47 (1997). S. 151-170.

Studer, Brigitte; Wecker, Regina; Ziegler, Béatrice (Hsg.). Der Sozialstaat aus der Geschlechterperspektive. Theorien, Fragestellungen und historische Entwicklung in der Schweiz. In: Frauen und Staat / Les femmes et l'Etat. Itinera 20 (1998). S. 184-208.

Brigitte Studer, 1955 in Basel geboren, studierte von 1975 bis 1982 zweisprachig Geschichte, Anglistik und Pädagogik an der Uni Freiburg. Bereits in ihrer Lizarbeit "Rosa Grimm: Ein Leben in der schweizerischen Arbeiterbewegung" beschäftigte sie sich mit ihren heute noch aktuellen Forschungsschwerpunkten Geschlechtergeschichte, Schweizer Geschichte, Historische Kommunismusforschung und Sozialgeschichte des 19./20. Jahrhunderts. Nach dem Liz war sie zwei Jahre lang Archivarin und Übersetzerin der Stadt Freiburg. Die Jahre 1985 bis 1997 waren geprägt durch die Mitarbeit bei Nationalfondsprojekten, einem Nationalfondsstipendium mit Forschungsaufenthalten in Paris, Berlin und Moskau und ihrer Dissertation "Un parti sous influence. Le Parti coummuniste suisse, une section de l'internationale, 1931 à 1939" für die sie den *Prix François Hauser* der Universität Lausanne erhielt. Auch in der universitären Lehre sammelte sie Erfahrung: 1995 war sie Lehrbeauftragte an der Uni Zürich und an der Washington University in St. Louis, Missouri. 1996 erhielt sie einen Lehrauftrag an der Uni Genf und war gleichzeitig Vertreterin von Prof. Braun in Zürich. Anfang 1997 wurde sie Extraordinaria für Schweizer Geschichte in Verbindung mit neuester allgemeiner Geschichte an der Uni Bern und schliesslich im Herbst 1997 ordentliche Professorin dieses Lehrstuhls.